

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Chantal Louis

Ommas Glück

Das Leben meiner Großmutter in ihrer Demenz-WG

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Meine Großmutter Edeltraut Karczewski gehört einer Generation an, für die das Wort Wohngemeinschaft anrühlich klingt. Als ich vor einigen Jahren gemeinsam mit einer Freundin und drei Freunden ein Haus besichtigte, in das wir als WG einziehen wollten, führte uns die Hausbesitzerin, eine ältere Dame, durch die Räume und erklärte uns freundlich alles, was wir wissen wollten. Dann hatte auch sie Klärungsbedarf. »Darf ich Sie mal etwas fragen?« – »Natürlich«, antwortete ich und lächelte unserer potenziellen Vermieterin aufmunternd zu. »Machen Sie eigentlich Gruppensex?« Ich schluckte kurz, versuchte, Haltung zu bewahren, und erklärte, weiterhin verbindlich lächelnd: »Nein, da kann ich Sie beruhigen, das machen wir nicht.« »Na, das muss ich gleich meiner Bekannten erzählen. Die hat mich nämlich gewarnt: Hol dir keine Wohngemeinschaft ins Haus, die machen Gruppensex!« So viel zum Imageproblem von Wohngemeinschaften bei der Generation 80 plus. Wenn man Omma erzählt hätte, dass sie eines Tages in einer WG leben würde, hätte sie mit großer Wahrscheinlichkeit Zeter und Mordio respektive Sodom und Gomorrha geschrien. Wir, meine Mutter und ich, konnten sie nicht mehr fragen. Wir haben es für sie entschieden. Und ich bin sicher, dass es eine gute Entscheidung war. Eigentlich sogar eine ausgesprochen gute.

Januar 2014, WG-Küche

Die Kartoffel ist ziemlich groß. Sie liegt auf dem Küchentisch. Omma wirft ihr einen kurzen Blick zu und befindet: »Dat schaff ich nich!« Die große Kartoffel müsste gut in der Hand liegen, aber Ommas Hände, die in 86 Jahren ganze Kartoffelgebirge geschält, Aufnehmer ausgewrungen und meinen kranken Opa Heinrich, also Oppa, aus der Badewanne gewuchtet haben, haben ihre Kraft verloren. Seit einem großen und zwei kleineren Schlaganfällen hören sie nur noch bedingt auf ihr Kommando, die rechte ist manchmal völlig taub für Befehle von oben.

Im Backofen kommen die Fischstäbchen langsam auf Betriebstemperatur, im Topf auf dem Herd taut das Gefrier Gemüse und am großen ovalen Tisch sitzen Omma, Hilde und Else vor einem Berg Kartoffeln.

»Edeltraut, versuch's doch mal!«, sagt Betreuerin Magdalena.

»Nein, dat hat gar keinen Zweck, ich schaff et nich!«

»Dann versuchen wir's zusammen.«

Magdalena greift Omma unter die Hände, stemmt mit ihr gemeinsam die schwere Kartoffel, und die beiden schrappen die Schalen als Tandem.

Während Else emsig schält und einen ziemlich großen Output hat, spielt Hilde mit dem Gedanken an Streik. »*Ich* soll arbeiten?!«, moppert sie, aber alle wissen: Ihr Entset-

zen ist nur gespielt. Als ob ihre rote Pumucklfrisur Programm wäre, hat Hilde den Schalk im Nacken und eine Menge derber Sprüche auf Lager, die sie in ungebremsen Redeschwallen platziert. Jetzt aber fordert die Kartoffel ihre ganze Konzentration. Sie nimmt das Messer und beginnt, sie sehr langsam in einen Mond mit ausgeprägter Kraterlandschaft zu verwandeln.

Elvira, die beim Kochen normalerweise für das Rühren in den Töpfen zuständig ist, ist heute sehr spät aufgestanden, hat vorhin erst ein Salamibrot gefrühstückt und sich daraufhin wieder in ihr Zimmer zurückgezogen. Elvira ist Friseurmeisterin, führte jahrzehntelang einen eigenen Salon und schnitt, als sie in die WG einzog, einigen Betreuerinnen, die sich auf das Wagnis einließen, die Haare. Inzwischen hat sie vergessen, wie das geht.

»Marianne, leistest du uns Gesellschaft?«

»Dat weiß ich noch nich«, brummelt Marianne, die kein Fan von Hausarbeit ist, aus dem Wohnzimmer mit dem kratzigen Bariton der ehemals starken Raucherin, und residiert vorerst weiter in ihrem Sessel.

Auf einer ihrer Runden durch die Wohnung kommt Edith wieder in der Küche vorbei, macht halt und lächelt die Truppe am Küchentisch liebenswürdig an. Die Narbe an ihrer Nase, die sie sich vor ein paar Monaten bei einem Sturz gebrochen hat, ist kaum noch zu sehen. Dafür fehlen ihr drei Schneidezähne. Wenn sie lacht, und in letzter Zeit lacht Edith sehr oft, sieht die 85-Jährige mit dem dunkelbraunen Pagenkopf, ihren Hängekleidern und ihrer Zahnücke aus wie ein kleines freches Mädchen. Als sie noch sprach, bekam sie an ihrem 83. Geburtstag einen Lachanfall. 83, diese Zahl sei ja wohl kompletter Unfug. Sie sei schließlich erst 16 Jahre alt. Womöglich hat sie sich in der Zwischenzeit weiter verjüngt. Jetzt spricht Edith nicht mehr. Die einzige ihr verbliebene Vokabel ist: Nein. Wenn

man nur noch ein Wort zur Verfügung hat, ist Nein nicht das Schlechteste.

»Omma, es gibt Fischstäbchen. Die magst du doch gern!«

»Oh ja, das stimmt!«

Omma hat ihr Leben lang gern gegessen, und sich davon weder von ihrem Alter noch von ihrer Demenz abbringen lassen. Der dazugehörige Verlust der Impulskontrolle bringt zwar mit sich, dass sie gelegentlich mit ihrer Gabel Essen vom Teller ihrer Tischnachbarn abgreift, Appetitlosigkeit aber gehört definitiv nicht zu ihren Symptomen. Während viele Frauen im Alter entsinnlicht hager oder zerbrechlich dünn werden, hat Omma die gemütliche Rundlichkeit behalten, mit der ich sie kennengelernt habe. Als ich geboren wurde, war sie 42, und schien bestrebt, immer einen ausreichenden Sicherheitsabstand zu den 49 Kilo (sie sagte: »98 Pfund«) zu halten, die sie nach dem Krieg gewogen hatte. In der »schlechten Zeit«, wie sie die Hungerjahre im fast vollständig zerstörten Ruhrgebiet nannte. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie je eine Diät gemacht hätte. Ihre einzige diesbezügliche Maßnahme war, den Zuckergehalt ihrer Torten und Kuchen, die sie regelmäßig buk, ein wenig zu reduzieren. »Ich tu ja reduziern!«, pflegte sie dann zu sagen, als ob sich ihre Struwelpeter-Torte dadurch in einen Salatkopf verwandelt hätte. Vor meinen Besuchen war ein telefonisches Vorgespräch über das Essen obligatorisch.

»Schätzchen, wat soll die Omma kochen?«

»Iss egal, Omma, ich ess alles gerne, was du kochst!«

»Soll ich Hühnerfrikassee machen?«

»Au ja, Hühnerfrikassee!«

»Oder lieber Bratwurst und Kohlrabi?«

»Bratwurst und Kohlrabi ist auch super.«

»Ich könnte auch Mehlpfannekuchen machen, du weißt ja, die besten von ganz Nordrhein-Westfalen.«

»Ja, toll!«

Wenn ich dann kam, gab es Bratwurst mit Rotkohl, See-lachsfilet mit Bratkartoffeln oder Spinat mit Spiegeleiern. Oder irgendwas anderes, auf das sie gerade Appetit gehabt hatte. Meist hatte sie ihre Portion schon aufgegessen. »Ich musste ja probieren«, sagte sie dann.

Seit mein Opa nach einer Hirnhautentzündung das Ge-hör verloren hatte, führte Omma ausgiebige Selbstge-spräche und das auch, wenn andere Menschen als mein Opa anwesend waren. Ich erfuhr auf diese Weise viel Aufschlussreiches über ihr Leben. Und so kommunizierte sie auch mit ihren Kartoffeln, ihren Kohlrabi und ihren Koteletts. »Und da hab ich zu dem zweiten Kotelett ge-sacht: ›Eigentlich wollt ich dich ja für morgen verwahren. Aber Scheiß, hab ich gesacht, heute biss frisch!‹ Und dann hab ich et mir auch noch reingehauen.« Die für mich vor-gesehenen Koteletts, Würste und Fische tastete Omma aber nie an.

Else hat inzwischen in der Küche der Demenz-WG den Kartoffelberg quasi im Alleingang bewältigt. Der Topf ist voll.

»Muss da nich Wasser rein?«, fragt Omma streng.

Inzwischen hat auch Hilde ihre Krater-Kartoffel fer-tig.

»Da iss noch ein Auge dran!«, sagt Omma missbilli-gend.

Flecken, Fusseln und andere Winzigkeiten, die ihre Ord-nung stören, erkennt sie mit der Präzision eines Zielfern-rohrs. Else entfernt das Auge aus der Kartoffel. Betreuerin Magdalena stellt den Topf auf den Herd und deckt den Tisch. Zwanzig Minuten später sitzen sie hier in ihrer Wohnküche zusammen, startklar zum Mittagessen: Om-ma, Else, Hilde, Marianne, Edith und Elvira. Die Pfanne steht in der Mitte, die Kartoffeln fehlen noch.

»Ich probier schon mal eins«, sagt Omma und angelt sich mit zittriger, aber zielstrebigter Hand ein Fischstäbchen.

November 2010, WG, gesamte Etage

»Schockeladenpuddinck!«, hatte die Antwort des alten Mannes auf die Frage nach seiner Lieblingsspeise gelaute: Schokoladenpudding. Was er gern isst, hatte ihn schon lange niemand mehr gefragt. In dem Altersheim, in dem er lebte, stellte man ihm ohnehin nicht viele Fragen und wenn, interessierte man sich nicht sonderlich für seine Antworten. Er tat, was er noch konnte: Er verweigerte das Essen. Das Heim schoss zurück: Zwangsernährung. Schließlich holte ihn seine Tochter aus dem Heim und brachte ihn in eine Demenz-Wohngemeinschaft in Dortmund. Da wollten die Betreuerinnen gern wissen, was ihm schmeckt. Er sagte: Schokoladenpudding. Den kochten sie ihm. »Und von da an hat er wieder gegessen«, erzählt Herr Köhler, während er meine Mutter und mich durch die Räume der Wohnung in Wanne-Eickel führt, die womöglich Ommas neuer – und wohl auch letzter – Lebensort sein werden.

Herr Köhler, ein robuster Ruhrgebietler Mitte sechzig, hat noch mehr solcher Geschichten aus der Welt der Demenz-WGs auf Lager. Zum Beispiel die von der alten Dame, die partout unter ihrem Bett schlafen wollte. Jeden Abend weigerte sie sich aufs Neue, sich auf ihre Matratze zu legen, und kroch stattdessen unter den Lattenrost. Sie war wieder im Krieg und tat, was man tun muss, wenn die Tiefflieger kommen und Decken einstürzen und zersplitterte Scheiben durch die Gegend fliegen. »Und wam die gemacht? Die haben ihr das Bett hochgebockt und

ihre Matratze druntergelegt.« Von da an schlief die Frau in Ruhe. »Und dat hat kein Arzt und kein Professor rausgefunden. Dat warn die Pflegekräfte«, sagt Herr Köhler.

Oder der kleine drahtige Mann, der die Nacht weder in noch unter seinem Bett verbrachte, sondern auf dem Sofa im Windfang. »Der war früher Boxer gewesen und meinte jetzt, er müsste auf seine Leute in der WG aufpassen. Der postierte sich an der Tür, damit an seine Truppe keiner drankam.« Und er durfte das auch. Oder der alte Herr, der nachts nicht auf die Toilette ging, sondern in die Zimmerecke pinkelte. Die Betreuer, die zunächst dachten, er fände sich nachts auf dem Flur nicht zurecht, versuchten es mit einer Klorolle an der Toilettentür. Es half nichts. Schließlich wurde ihnen die Sache klar: Ihr Bewohner lebte wieder in alten Zeiten, in denen das Klo auf halber Treppe lag und man besser daran tat, nachts nicht schlotternd in den eiskalten Hausflur zu stapfen, sondern stattdessen einen Nachtopf zu benutzen. Der alte Herr bekam seinen Nachtopf. Problem gelöst.

Die originellste von Herrn Köhlers Geschichten ist die von einem ehemaligen Wirt im rustikalen Dortmunder Norden. Der servierte seinen WG-Mitbewohnerinnen und -Mitbewohnern im Wohnzimmer jeden Abend die Getränke. Wenn gegen neun alle schlafen gegangen waren, rief der Exkneipier die Sperrstunde aus. Dann sagte er zum Betreuer: »Hömma, gezz kommt keiner mehr. Wir können ins Bett gehen!« Und der junge Mann brachte den alten Herrn in sein Zimmer, wo er, zufrieden über sein vollbrachtes Tagwerk, einschlief.

Herr Köhler weiß, wovon er spricht. Sein Vater hat seine letzten Jahre in einer Demenz-Wohngemeinschaft verbracht. Sein Sohn ist seither von dem Konzept Demenz-WG vollauf überzeugt und zeigt nun anderen Angehörigen,

die noch auf der Suche nach einem passenden Ort für ihre dementen Großmütter, Väter oder Tanten sind, wie diese sehr speziellen Wohngemeinschaften funktionieren. Seine Geschichten klingen vielversprechend.

Ganz anders als die, die meine Mutter und ich in dem Altersheim erleben, in dem Omma jetzt seit zwei Monaten wohnt. Eine kleine, aber aufschlussreiche Geschichte geht zum Beispiel so: Omma kann nicht mehr laufen, was, wie sich später herausstellen wird, vor allem eine Folge der Psychopharmaka ist, die sie bekommt. Sie sitzt also jetzt im Rollstuhl. Als meine Mutter sie besuchen kommt, steht Ommas Rollstuhl im Aufenthaltsraum, einer Ansammlung von weißen Resopaltischen und -stühlen auf Linoleumböden plus Fernseher. Mit ihr im Raum befindet sich eine zweite Frau, ebenfalls im Rollstuhl. Die beiden Rollstühle stehen an zwei getrennten Tischen. Keine der vorbeirauschenden Altenpflegerinnen dreht die beiden Frauen zueinander. Es würde nur zehn Sekunden dauern.

Oder so: Es gibt Abendbrot. Ich rolle Omma an einen der Resopaltische im Speiseraum zu den anderen, die rechts und links des langen Heimflures wohnen. Es sind vielleicht 25. Zwei Altenpflegerinnen verteilen Teller mit fertig belegten Broten. Omma bekommt zwei Mortadellabrote. In der Mortadella sind Paprikastückchen. Omma hasst Paprika. Sie isst nicht.

»Omma, soll ich fragen, ob du ein anderes Brot kriegen kannst?«

»Nee, brauchss nich.«

»Aber du magst die Wurst doch nicht. Ich frag, ob du ein Brot mit Leberwurst kriegst.«

»Nee, dann schmeißen die dies hier weg. Dat geht doch nich! Man darf kein Essen wegschmeißen. Für ne Scheibe trocken Brot wärn wir früher zu Fuß nach Horst gelaufen.« Von unserer Bergmannssiedlung in Gelsenkirchen-

Erle bis zum Stadtteil Horst sind es etwa acht Kilometer. Ich versuche dennoch, mich bei einer der eiligen Damen bemerkbar zu machen, die die ersten Teller schon wieder abräumen. Mit nicht unerheblicher Phonstärke gelingt es mir beim zweiten Anlauf, und Omma bekommt ihr Leberwurstbrot. Omma liebt Leberwurst. Als ich gehe, frage ich mich, ob sich das hier irgendjemand gemerkt hat. Und vor welchem Problem sie morgen Abend sitzen wird. Einem Joghurtbecher, den sie nicht aufbekommt? Einer Tasse mit Hagebuttentee, die für ihre zittrigen Schlaganfallhände zu schwer ist und die nur halb gefüllt werden dürfte, damit sie das Gewicht bis zum Mund schafft? Für das Tempo, das hier herrscht, ist Omma zu langsam geworden. Und zu leise.

März 2014, WG-Wohnzimmer

»Guten Tag, die Damen! Hallo Omma!«

»Schätzchen! Schön, dat du mich besuchen kommss. Und du hass die Haare schön«, freut sich Omma und stellt mich, wie jedes Mal in den nun schon über drei Jahren, die sie jetzt hier wohnt, den anderen vor. »Dat iss meine Enkelin«, erklärt sie, und es schwingt Stolz in ihrer Stimme mit. Früher konnte dieser Stolz bisweilen zu etwas peinlichen Situationen führen, wenn Omma wildfremden Menschen wie Bäckereiverkäuferinnen oder Pommesbudenbesitzern unaufgefordert erklärte, dass ich ihre Enkelin sei. Aus Köln. Und jetzt hier zu Besuch bei ihr, ihrer Omma. »Und sie ist Journalistin!«, verkündete sie mit triumphalem Strahlen und straffte ihren krummen Rücken. Die Angesprochenen sagten dann so etwas wie »Ah ja« oder »Wie schön«.

»Wat?«, fragt jetzt Elvira.

»Meine Enkelin!!«, sagt Omma, jetzt lauter und mit einem Hauch Ungeduld in der Stimme.

Elvira blinkert mit verständnislosen Augen durch ihre Goldrandbrille.

Ich probiere es auch noch mal, um Ommas wachsenden Unmut über so viel Begriffsstutzigkeit im Zaum zu halten.

»Ich bin die Chantal, die Enkelin von der Edeltraut.«

»Ach so. Ja, dat hab ich schon spitzgekrich.« Es pfeift ein bisschen, wenn Elvira spricht, weil sie ihr Gebiss nicht mehr tragen möchte.

»Deine Enkelin heißt Kathrin, nicht, Elvira?«

Aber Elviras Blick ist schon wieder abgedriftet. Sie antwortet nicht mehr.

Es ist Kaffeezeit. Doch auf dem ovalen Küchentisch stehen heute weder Kuchen noch Plätzchen, sondern ein großer Obstteller. »Gestern war Sonntag, da haben sie beim Kaffee ziemlich reingehauen. Deshalb dachten wir, wir machen heute mal einen auf gesund«, erklärt Betreuerin Sabrina grinsend, die heute zusammen mit Kollegin Katharina die Nachmittagsschicht hat. Der Obstteller stößt auf begrenzte Begeisterung. Niemand greift zu. Das kann an der Enttäuschung liegen, dass es nach dem gestrigen Kuchengelage heute keine Fortsetzung gibt, aber das ist unwahrscheinlich, weil sich hier ohnehin niemand mehr daran erinnern kann, was gestern war. Es könnte auch sein, dass der Obstteller zu weit weg steht, um im dementen Gehirn einen Impuls auszulösen. Oder an anderen Dingen: Die hagere Marianne ist keine große Esserin. Edith isst liebend gern, muss ihr Essen aber immer angereicht bekommen. Nur Kekse oder andere Süßigkeiten, die sie besonders gern mag, nimmt sie sich selbst. Sabrina und Katharina holen fünf kleine Teller. Katharina setzt sich neben Edith, piekst ein Obststück auf eine Kuchengabel und hält sie Edith vor den Mund.

»Kann die das nicht alleine?!«, mosert Elvira.

»Nein, Elvira, die Edith braucht Hilfe beim Essen. Edeltaut, welches Obst möchtest du?«

»Von allem etwas!«

Omma bekommt eine Ladung Bananenstücke, Apfelscheiben und Mandarinenschnitze aufgeschaufelt und vor sich hingestellt. Die beigelegte Kuchengabel ignoriert sie und nimmt sich das Obst mit den Fingern. Ihre Fingernägel sind lackiert, in einem schönen Dunkelrot.

November 2010, Altersheim

Das Heim, ein Achtzigerjahre-Kasten mit sechs Stockwerken und roten Klinkern, sieht von außen einigermaßen passabel aus, drinnen unterscheidet es sich praktisch nicht von einem Krankenhaus. In Ommas Zimmer stehen zwei Pflegebetten, mehr passt nicht in den schlauchförmigen Raum. Nicht ihr flauschiger brauner Sessel, den sie in den 60er-Jahren blau-grün-meliert gekauft und ein Vierteljahrhundert später noch einmal hatte beziehen lassen, nicht ihr genauso betagtes und mit Möbelpolitur sorgsam gepflegtes Sideboard, in dem sie immer mehrere Tafeln Schokolade für mich deponiert hatte. Noch nicht einmal eine ihrer selbst bestickten Tischdecken, die sie früher jedem Besucher ihrer Wohnung stolz zeigte, denn selbst ein kleines Tischchen wäre hier ein Hindernis. Wenn ich sie besuche, sitzen wir an einer der beiden Sitzgruppen im langen Flur, die jeden Feng-Shui-Berater in den Wahnsinn treiben würden, weil Durchrausch-Energie herrscht. Weißbekittelte Altenpflegerinnen hasten an uns vorbei. Eine Freundin meiner Mutter, die Altenpflegerin ist, aber aus psychischen Gründen und wegen ihres kaputten Rückens nicht mehr als solche arbeitet, erzählt, dass bei